

ERIC J. HOBBSAWM

**HERBERT STEINER, GRÜNDER UND
ERSTER LEITER DES DÖW, UND DIE
BEDEUTUNG VON WIDERSTANDSFORSCHUNG¹**

Aus: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), Jahrbuch 2004, Wien 2004

Man hat mich gebeten, aus Anlass des vierzigjährigen Jubiläums des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes ein paar Worte über seinen Gründer Herbert Steiner zu sprechen. Ich nehme an, der Grund ist, dass ich durch mein Alter eigentlich zum Archivbestand des DÖW gehöre. Ich bin wohl einer der wenigen Überlebenden, die Herbert schon in der Zeit seines englischen Exils kennen lernten — das heißt in London vor ca. sechzig Jahren. Es wird wohl im Austrian Centre in der Westbourne Terrace gewesen sein, wo die Österreicher in London einander trafen — und auch englische Soldaten wie ich, die Beziehungen zur österreichischen Emigration hatten, in meinem Fall durch eine Studentenfreundschaft mit Teddy Prager von der London School of Economics. Die österreichische Emigration in England — und sicher in London — war wohl von allen Emigrationen die am besten organisierte, die trotz der politischen Unterschiede zwischen den Sozialisten und Kommunisten, den Christlichsozialen, den Monarchisten, ja zwischen den politisch engagierten und den unpolitischen „Refugees“ einen einheitlichen österreichischen Konsens herstellte.

Herbert spielte schon damals, trotz seiner Jugend, eine nicht unbedeutende Rolle in der österreichischen Emigration: als Sekretär und Verlagsleiter des Young Austria, Teilnehmer an Sendungen der BBC, als Verfasser — mit und ohne Erich Fried — von Artikeln und Broschüren. Er hatte Ende 1938 als 16-jähriger kommunistischer Widerstandskämpfer dem bevorstehenden Arrest entfliehen müssen: Der spätere Gründer des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes wusste, was Widerstand bedeutete. Ich weiß nicht, wie der junge Herbert es schaffte, sich als Schriftsetzer und Korrektor auszubilden, aber als ich ihn kennen lernte, war er schon ein Mitglied — und zwar als einziger Ausländer — in der stolzen und exklusiven Schriftsetzergewerkschaft, der London Society of Compositors. Wie so vieles in Herberts Leben war das eine ganz außergewöhnliche Leistung. Aber er kam aus der Arbeiterbewegung — sein Vater war Schutzbündler — und blieb auch im Exil dabei.

Erlauben Sie mir ein paar Worte über die Rolle Herberts in der organisierten Bewegung der Österreicher im englischen Exil. Für keinen Teil der Emigration

¹ Festvortrag zum 40-jährigen Jubiläum des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes am 5. Mai 2003 im Wiener Rathaus im Rahmen der „Wiener Vorlesungen“.

war diese lebenswichtiger als für die zahlreichen Jugendlichen, die 1938–39 endlich in Kindertransporten oder anderswie ins Land gelassen wurden und damit ihr Leben retteten. Für sie war „Young Austria in Great Britain“ nicht nur von politischer, sondern von riesiger menschlicher Bedeutung. Die meisten Kinder und Jugendlichen waren alleine gekommen — es ist das traurige Paradoxon der Hitlerjahre, dass so oft unter den deutschen und österreichischen Jüdinnen und Juden die Jungen entflohen, während die Alten blieben und untergingen, darunter auch die Eltern Herbert Steiners. Es war nicht leicht für diese Jungen und bis Mitte des Krieges machte ihnen Großbritannien das Leben auch nicht leichter, besonders als man so viele 1940 einsperrte. Für viele war Young Austria eine Heimat unter Kameraden und sowohl eine Brücke zu England als auch zur österreichischen Vergangenheit und Zukunft. Ich selbst habe im Young Austria jener Jahre lebenslange gute Freunde gefunden: Georg Eisler, Erich Fried, der damalige Bibliothekar von Young Austria, eng verbunden mit Herbert, und Herbert Steiner selbst.

Für Herbert war das englische Exil ganz besonders wichtig — und nicht nur, weil er dort seine Frau Rella traf. Was er in England lernte und zuerst im Young Austria anwendete, waren die Grundprinzipien der Politik des Antifaschismus: die Einigkeit aller Kräfte gegen den Feind, der alle bedrohte, auch wenn sie sonst untereinander nichts anderes gemein hatten, auch wenn sie einander unter anderen Umständen nicht ausstehen konnten. Herbert blieb diesen Prinzipien zeitlebens treu. Helmut Konrad sagt mit Recht: „Von einer gefestigten, eigenen, d. h. kommunistischen Sichtweise aus war er stets bemüht über Zäune zu schauen, gemeinsame Interessen mit Andersdenkenden zu entwickeln und übergeordnete gemeinsame Ziele zu formulieren.“

Er war ein großer „Zusammenbringer“ — auch in Zeiten, in denen seine eigene Partei, der er immer treu blieb, einer anderen Linie folgte. Was er in dieser Hinsicht leistete, war fast unglaublich. Seine beiden großen Gründungen, das DÖW und die ITH — die internationalen Tagungen über Arbeitergeschichte —, wurden nach der Errichtung der Berliner Mauer geboren und mussten den sowjetischen Einmarsch in Prag überleben. Wie gelang es einem Mitglied der KPÖ, in jenen Zeiten des gegenseitigen ideologischen Hasses und Misstrauens die Leute aus dem gesamten demokratischen Spektrum der österreichischen Politik, die streitbaren Hüter der Orthodoxien diesseits und jenseits des „eisernen Vorhangs“ für diese Initiativen zu mobilisieren? Das waren ja keine Solovorführungen: Ohne die aktive oder mindestens passive Unterstützung aller betreffenden Stellen wäre das unmöglich gewesen. Das war nicht leicht, obwohl es unter Kreisky bedeutend leichter wurde.

Zum Glück war Herbert nicht nur ein überzeugter, sondern auch ein geborener Zusammenbringer, ganz abgesehen von seiner unerschöpflichen Energie und seiner organisatorischen Begabung. Er war, rein menschlich, einer, dem es

HOBSBAWM: HERBERT STEINER

schwer war, Nein zu sagen, weil er schon auf den ersten Anblick ein so netter Mensch zu sein schien. Dass er einmal Vizepräsident des Jugendherbergeverbandes gewesen war, bis ihn in den schlimmen 50er Jahren die kalten Krieger hinauswarfen, schien ganz natürlich. Man konnte ihm sozusagen die Lebensfreude, die Bereitschaft zur Mitarbeit, ja zur Freundschaft, die offensichtliche Ehrlichkeit der Überzeugung und der Absichten von Gesicht und Gliedern ablesen. Wenn er mit einem Vorschlag zu politisch Andersdenkenden kam, da fragte man sich nicht, wie so oft in der Politik, mit automatischem Misstrauen: Was steckt denn dahinter? Was will er eigentlich damit, wie sich Metternich angeblich gefragt haben soll, als er vom Tod Talleyrands erfuhr. Jeder wusste, es ging Steiner nicht um Führungspositionen, Karriere oder Prominenz, und schon gar nicht um persönliche Vorteile, sondern einfach um die Sache selbst. Er war ein wunderbarer, ein reizender und witziger Kerl und ich wollte, er wäre noch am Leben. Ich sehe ihn noch vor mir.

Er hatte, glaube ich, nur einen privaten und meiner Ansicht nach völlig gerechtfertigten Ehrgeiz, nämlich die Anerkennung seiner Leistungen als Historiker der Arbeiterbewegung. Niemand hat es schwerer gehabt im „Handwerk des Historikers“, wie Marc Bloch es nannte, die Meisterschaft zu erwerben — in diesem Fall seit 1982 als habilitierter Dozent für Zeitgeschichte der Universität Wien. Seine formelle Schulbildung war im Alter von 16 Jahren zu Ende. Seitdem war er sein ganzes Leben politisch und beruflich ganztätig aktiv. Als Außenseiter im österreichischen System war er, trotz der Unterstützung durch einzelne Gelehrte, damals nicht besonders willkommen, jedenfalls bis die Universitäten aufhörten — im bekannten österreichischen Proporz — nur der einen Partei zugeteilt zu sein. Er musste Geschichte fünf Jahre extern studieren — in Prag. Seine Prager Dissertation, bald als Buch veröffentlicht, wurde erst 1971, acht Jahre nach der Verteidigung, von der Wiener Universität „nostrifiziert“, wie es heißt. Als einer, der selbst an der Geschichte der Arbeiterbewegung gearbeitet hat, kann ich Ihnen bestätigen, dass eine gigantische Forschungsarbeit und ein einzigartiges Wissen hinter den Büchern Herberts steckt, angefangen von der imposanten dreibändigen Bibliographie zur Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung — der erste Band kam schon 1962 heraus — bis zu den bedeutenden biographischen Studien der späteren Jahre. Darüber soll keine Unklarheit herrschen. Herbert war ein bedeutender Gelehrter, und man soll sich seiner auch als solcher erinnern.

Aber es hätte Herbert nicht gepasst, nach seinem Tod nur als Gelehrter unter akademischen Lesern weiterzuleben. Er war ein Mann, der mit seiner akademischen Arbeit seinem Lebensziel, der Schaffung einer menschenwürdigen Welt, dienen wollte und es auch tat. Das wird unvergessen bleiben, solange seine Schöpfungen, das DÖW und die ITH, weiter bestehen. Ich habe als nicht-österreichischer Arbeiterhistoriker persönlich weniger mit dem DÖW als mit der ITH

zu tun gehabt. Obwohl diese Organisation noch existiert, hat sie mit dem Ende des Kalten Krieges und des „Realsozialismus“ ihre damalige wissenschaftlich-politische Funktion verloren. Hoffentlich wird sie nicht wieder zu einer Brücke zwischen feindlichen Staaten in einem neuen Kalten Krieg werden müssen. Das war sie aber jahrzehntelang. Im Jägermayrhof in Linz und sonst praktisch nirgendwo war es für Forscher und Funktionäre aus Ost und West möglich, einander zwanglos zu treffen, wo Leuten, die ein halbes Leben in isolierten Welten lebten, der Anschluss an die andere Welt erlaubt war, wo trotz der politischen Mauern und ideologischen Streitigkeiten die Idee der Einigkeit all jener, denen an der Vergangenheit und Zukunft der arbeitenden Klassen lag, irgendwie bewahrt wurde. Vielleicht hat das politisch nicht viel ausgemacht — aber wenn ich an die albanische Forscherin denke, die ich nach meinem letzten Vortrag in Linz dort getroffen habe, weiß ich, dass es für unsere Kollegen in vielen Ländern ein Segen war.

Vom DÖW andererseits lässt sich sagen, dass es, wenigstens symbolisch, eine unentbehrliche Rolle in der österreichischen Republik spielt oder spielen sollte. Zum großen Teil dank des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus hat die zweite österreichische Republik eine Identität. Die erste hatte keine. Niemand wollte das kleine Stück auf der Landkarte Europas, das nach der Abtrennung der anderen Teile der Habsburger-Monarchie übrig geblieben war. Seine Einwohnerinnen und Einwohner wollten es nicht. Die Monarchie war tot und auch die Monarchisten, die ihr nachtrauerten, wussten, dass ihre Auferstehung nicht in Frage kam. Ob rechts oder links, alle wollten den Anschluss an Deutschland, und nur das Verbot der Entente verhinderte ihn. Das Österreich, in dem ich als Kind in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts aufwuchs, war nicht nur ein Staat, der nicht da sein wollte, sondern ein Zustand, der unmöglich dauern konnte — und 1938 auch zu Ende ging. Auf dieser Grundlage — oder besser gesagt: aus diesem Vakuum — war Österreich nicht wiederherzustellen.

Der Nationalsozialismus, d. h. die Gefahr und später die Wirklichkeit des Anschlusses, half sowohl der Rechten als auch der Linken mit dem Trauma des politischen Deutschtums zu brechen. Auf der Linken war das sowohl leichter als auch schwerer — weil nämlich die großdeutsche Tradition in der Sozialdemokratie so tief verwurzelt war. Schließlich hat 1938 Karl Renner selbst aus diesen Gründen dem Anschluss an Hitlerdeutschland zugestimmt. Andererseits war es in der Linken, dass — anknüpfend an Ideen aus der Habsburgerzeit — die These aufgestellt wurde, die in der englischen Emigration so erfolgreich und so einigend war: „Österreicher gehören nicht zu Deutschland, sie haben eine andere Geschichte, sie haben nicht die gleiche Zukunft. Und das haben alle österreichischen Parteien gemein außer den Hakenkreuzlern.“

In diesem Sinne ist die Absage an das politische Großdeutschtum, das Nein zum Anschluss, d. h. der Widerstand gegen Hitler, die Grundlage der österreichischen Identität seit 1945. Im Unterschied zur Ersten weiß die Zweite Republik, dass sie existiert, und bejaht ihre Existenz. Natürlich war es nützlich, dass die Siegermächte aus politischen Gründen auf der Eigenständigkeit Österreichs bestanden und dafür die nötigen Vorwände fanden. Aber die Geschichte der DDR beweist, dass die politisch erzwungene Unabhängigkeit allein nicht genügt, um die Einwohnerinnen und Einwohner zu einem solchen Staat zu bekehren.

In anderen Ländern, in denen der Krieg zu neuen politischen Regimen führte, was ja im Westen nur in Frankreich und Italien der Fall war, war die staatsbildende und staatstragende Bedeutung des Widerstandes gegen Hitler und seine nationalen Kollaborateure offensichtlich. In Italien und Frankreich bezogen die Nachkriegsregimes ihre Legitimation aus der These, dank des Widerstandes hätte das Volk Vichy und Faschismus abgeschworen. Ob das historisch belegbar ist oder nicht, steht hier nicht zur Debatte: Wichtig ist, dass in diesen Ländern die Demokratie auf der systematischen Absage an die nationalen Kräfte beruht, die sich in der Zeit des Nationalsozialismus mit Hitler verbündeten bzw. den Sieg Großdeutschlands akzeptierten.

Das historische Verdienst des DÖW war und ist es, diese grundlegende Verbindung zwischen der Absage an den Faschismus und der Erneuerung der Republik in Österreich erkannt und ihre Herstellung unternommen zu haben. Ohne eine solche grundlegende Verbindung ist die demokratische Ordnung der europäischen Länder und die Schaffung der europäischen Union nicht gewährleistet. Das ist seit Ende des Kalten Krieges wieder klar, als die Parteien und Strömungen, die seinerzeit auf Seiten des „Dritten Reiches“ standen, wieder aus der Versenkung auftauchten — als Massenbewegungen des Rechtsextremismus oder sogar, wie in Italien, als Erben des Faschismus und als erste Regierung der Rechten seit dem Tod Mussolinis. Und das geht nicht nur die Politiker an, sondern auch, vielleicht vor allem, die Historiker. Denn der Aufstieg des Rechtsextremismus in seinen verschiedenen Formen ist eng mit dem so genannten „Revisionismus“ in der Geschichtsschreibung verbunden. Ich denke jetzt nicht an die Gaskammernleugner, über die man fachlich kein Wort zu verlieren braucht, obwohl sie auch bekämpft werden müssen, wenigstens beim Publikum, das solchen Unsinn glaubt. Ich denke an die Historiker, die eine neue Version der Weltgeschichte in der Zeit des Faschismus wollen. Und in dieser Revision geht es nicht nur um eine eventuelle Rehabilitation des Faschismus, sondern auch ganz spezifisch um die Rolle des Widerstandes. Mindestens seit Mitte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts leben die Forscher der Zeitgeschichte in ständigem Historikerstreit.

Aber das stellt uns auch als linke Historiker vor ein ernstes Problem. Denn wir müssen offen zugeben, dass eine Revision der Geschichte für die Zeit des

Faschismus nötig ist, schon weil so viel über diese Epoche aus politischen und anderen Gründen verschwiegen und anderes verzerrt wurde. Ein Teil — wer weiß, wie viel vom Geschichtsbild meiner Generation — besteht aus einer Mythologie der Sieger im Zweiten Weltkrieg, verzerrt im Kalten Krieg durch Gleichsetzung von Faschismus und Kommunismus. Wer, z. B. auch im eigenen Land, sprach von den Deutschen als Opfer und nicht als Täter, bevor Günter Grass den Mut dazu hatte? Bloß ein paar Rechtsextremisten. Aber es war richtig. Es gibt zu viele Dinge, über die man im letzten halben Jahrhundert nicht reden wollte oder konnte und die trotzdem da waren. Keine Geschichte des Sieges über Deutschland im Zweiten Weltkrieg kann ohne die Tatsachen geschrieben werden, die Beevor in seinem „The Fall of Berlin“ beschreibt. Aber ein halbes Jahrhundert sprach man kaum davon, wie sich die Russen benahmen, obwohl Millionen der noch Lebenden es erlebt hatten.

Unsere Aufgabe ist es, auch über die verschwiegenen Dinge zu schreiben, die unangenehm, die nicht in unser Konzept passen. Das ist heute leichter im Fall der Sowjetgeschichte, weil es keine UdSSR mehr gibt und der Kommunismus politisch nicht mehr zählt. Aber die Erbschaft des Faschismus lebt und gedeiht. Bewegungen und Parteien, ursprünglich vom italienischen Faschismus inspiriert, sitzen heute in Italien, in Indien, in Israel an der Macht. Und den Revisionisten der indischen wie der Faschismusgeschichte geht es wie den Gas-kammernleugnern nicht um die Wahrheit, sondern um die Zerstörung der Gegner: der demokratischen Republik Italiens, von Katholiken und Kommunisten aus dem Antifaschismus aufgebaut, der weltlichen, alle Religionen tolerierenden Demokratie, die unter Nehru aus Antiimperialismus und Sozialismus geboren wurde. Und wir wissen, auf welcher Seite wir stehen. Aber wir können unsere Seite nicht als Historiker verteidigen, wenn wir sie nicht auch entmythologisieren. Eben darin besteht die große wissenschaftliche Bedeutung von Organisationen wie dem DÖW. Es ruht seit seiner Gründung auf streng wissenschaftlicher, alle sachliche Kritik bestehender Forschung. Nur auf dieser Basis können wir politisch engagierte, aber wissenschaftlich unangreifbare Historiker das Europa, das aus dem Kampf gegen den Faschismus hervorgegangen ist, auch in den neuen, von Herbert und den anderen Gründern nicht vorhergesehenen historischen Umständen gegen seine Gegner verteidigen. Die alten wie die neuen.

Ich wünsche dem DÖW weitere Jahre des Erfolges. Man braucht es noch. Das demokratische, soziale Europa seit dem Zweiten Weltkrieg, was manche heute als das „alte Europa“ abtun wollen, ist auf der Absage an den Nationalsozialismus, den Rassismus, den Fremdenhass aufgebaut; es ist aus dem Kampf gegen das „Dritte Reich“ hervorgegangen. Das haben die Gründer des Archivs verstanden. Und deshalb braucht man es noch.